

PD Dr. Uta Pohl-Patalong

**Kirche neu gestalten
Das Modell „Kirchliche Orte“
Vortrag bei der Kirchenkreissynode Herford
am 21.10.2005**

Sehr geehrter Synodalvorstand, sehr geehrte Synodale,

Strukturdebatten, Einsparungsnotwendigkeiten und Veränderungen in der kirchlichen Landschaft sind wohl im Moment die meistdiskutierten Themen in der Kirche und unter den Menschen, die in ihr arbeiten. Vermutlich gibt es keine Gemeinde und keine kirchliche Einrichtung in Deutschland, die nicht von Umstrukturierungen und Veränderungen betroffen ist – auch Sie können vermutlich viele Lieder davon singen. Oft genug ist dies ein schwieriger und auch schmerzhafter Prozess. Und dies ist kein Wunder, denn in aller Regel sind diese Debatten und Prozesse von großen finanziellen Probleme motiviert. Ich denke, das müssen wir uns zunächst einmal ehrlich eingestehen: Die Motivation zu den gegenwärtigen und anstehenden strukturellen Veränderungen in der Kirche entsteht im Moment kaum aus Überzeugung, Leidenschaft, Lust an einer neuen Gestalt von Kirche- sondern aus einem schmerzhaften und oft auch bitteren Rückgang finanzieller Möglichkeiten. Die Leitfrage ist häufig: was können wir mit den verbliebenen Mitteln noch schaffen, was nicht mehr? Dabei kann die Einsicht gelegentlich in den Hintergrund rücken, dass wir es gegenwärtig nicht nur mit einer Finanzkrise, sondern auch mit inhaltlichen Fragen zu tun haben. Diese sind komplex und werden auch kontrovers diskutiert. Konsens dürfte zumindest darin bestehen, dass wir es auch mit einer Relevanzkrise der Kirche zu tun haben dergestalt, dass die beiden großen Kirchen aktuell nicht die Bedeutung haben, die ihrem eigenen – und zwar *theologisch begründeten* - Anspruch entspricht. Für diese inhaltlichen Fragen bleibt manchmal kaum Zeit, weil die Finanzfragen so dringend sind.

Die Kombination beider Fragen – die finanzielle und die inhaltliche – macht, so glaube ich, das Prekäre der gegenwärtigen Lage aus. Denn im Grunde heißt die Aufgabe, die ansteht, eine Quadratur des Kreises: Mit weniger Mitteln als bisher eine attraktivere Arbeit und ausstrahlungskräftige Kirche zu gestalten. Dies möchte ich erst einmal als wirklich unglaublich schwierige Aufgabe betonen, angesichts derer es nicht erstaunlich ist, dass viele Prozesse im Moment sehr anstrengend und auch frustrierend sind. Und dennoch: Dass Krisen Chancen sind, ist natürlich in der Allgemeinheit der Aussage eine Binsenweisheit, aber in diesem Fall benennt es etwas sehr Zentrales: ich glaube, ohne die finanziellen Zwänge wird es in diesem komplexen und auch diffusen Gebilde Kirche nicht möglich sein, eine breitere Verständigung zu erreichen, wohin sich die Kirche bewegen soll und damit auch die inhaltliche Krise anzugehen.

Was die Situation der Krise bedeutet, drückt Jürgen Ziemer prägnant aus: "Der Zustand wird als Krise dadurch definiert, dass die vertrauten Lebensverhältnisse und Lebensmuster massiv in Frage gestellt sind. Es sind neue Einstellungen und Arrangements deutlich. Jede Krise zielt auf Wandlung, sei es im positiven, sei es im negativen Sinne."¹ Dies hat zur Konsequenz: "Es ist keine Frage, dass sich etwas ändern muss und etwas ändern wird. Es ist nur die Frage, wie aktiv und gestaltend wir daran beteiligt sein werden oder nicht."

¹ Ziemer, Jürgen: Kirche im Veränderungsprozess – Ekklesiologische und kybernetische Perspektiven, in: Ratzmann, Wolfgang / ders. (Hgg.): Kirche unter Veränderungsdruck. Wahrnehmungen und Perspektiven, Leipzig 2000, 104-118, 104f.

Damit ist deutlich die Gestaltungsaufgabe gestellt. Längst ist deutlich, dass es nicht darum gehen kann, innerhalb der vorhandenen Strukturen so weit herunterzukürzen, dass es gerade eben noch für ein Haushaltsjahr geht. Das hätte zum einen ganz praktisch fatale Konsequenzen: auf Jahrzehnte hinaus wäre die kirchliche Arbeit durch ständige Kürzungsdebatten und vor allem durch ein permanentes Gefühl eines „immer weniger“ gehandikapt, was auf Dauer niemand gut aushält und auch schlicht einen Schaden für die Kirche verursacht, denn wer kann dabei innovative und attraktive Arbeit leisten, wenn man ständig überlegt, wie man im nächsten Jahr noch über die Runden kommen soll? Und zum zweiten: Es würde die Chance vertan, die Frage zu stellen, wie eine dem Auftrag des Evangeliums entsprechende und attraktive Kirche heute aussehen kann. Das aber ist genau die Frage, die ansteht, denke ich. Vor allen Finanzdebatten muss gefragt werden: Welche Formen, welche Strukturen von Kirche sind geeignet, die kirchlichen Aufgaben so zu erfüllen, wie es dem Auftrag der Kirche entspricht? Und daran muss sich die Frage anschließen (nicht umgekehrt, aber sie muss durchaus und deutlich gestellt werden!): sind sie zum anderen so gestaltet, dass sie auch mit deutlich weniger Mitteln eine solche effektive und attraktive Arbeit ermöglichen?

Und solche eine Fragerichtung bietet dann vielleicht auch wieder die Chance, Lust und Leidenschaft bei der Frage einer zukünftigen Gestalt der Kirche zu entwickeln, etwas, das vielen Debatten und vor allem Maßnahmen im Moment abgeht. Und es kann auch wieder in den Blick kommen, dass die Frage nach der Gestalt der Kirche sich nicht nur im Moment aufgrund akuten finanziellen Druckes stellt, sondern eine der Kirche und den in ihr lebenden und arbeitenden Menschen permanent aufgegeben ist. Denn die Formen, in denen Kirche lebt, in denen Christinnen und Christen sich gemeinschaftlich organisieren, sind nicht göttlich gegeben, sondern menschliche Gestaltungsaufgabe – hier ist zwischen dem göttlichen Grund der Kirche und ihren organisatorischen Ausprägungen sauber zu unterscheiden. Für die reformatorischen Kirchen wird diese Freiheit und Verpflichtung zur Gestaltung der kirchlichen Organisationsformen in der Confessio Augustana grundgelegt. In CA VII heißt es: „Die Kirche ist aber die Versammlung der Heiligen, in der das Evangelium rein gelehrt wird und die Sakramente richtig ausgeteilt werden“. Das bedeutet: Dann also kann man davon ausgehen, dass man auf die „richtige“ Kirche trifft, wenn das Wort rein verkündigt und die Sakramente richtig verwaltet werden. Die CA äußert sich also dazu, was in der Kirche passieren soll, nicht aber, in welchen Strukturen dies geschehen soll. Sie unterscheidet also zwischen dem Unverzichtbaren – dem, was Kirche ausmacht und was nicht menschlicher Entscheidung unterliegt – und dem, was Menschen gestalten können und müssen, und dazu gehört die Gestalt der Kirche. Damit gibt es gerade aus theologischen Gründen eine Freiheit für die Gestaltung der Kirche! Das aber heißt, dass nach evangelischem Verständnis die Strukturen, in denen die Kirche sich organisiert, nie sakrosankt sein können, sondern immer nur den Aufgaben der Kirche mehr oder weniger angemessen und mehr oder weniger sinnvoll.

Auf der anderen Seite bedeutet dies jedoch nicht, dass die kirchlichen Organisationsformen theologisch betrachtet beliebig sind – das „mehr oder weniger angemessen“ ist sehr ernst zu nehmen. Die Freiheit, die die Confessio Augustana ermöglicht, ist nicht nur eine Freiheit, die Kirche zu gestalten, sondern sie stellt auch den Anspruch, dass die Organisationsformen dem befreienden Evangelium entsprechen. Es muss theologisch geprüft werden, ob Organisationsformen, die sich die Kirche gibt, angemessen und sinnvoll sind. Da die Kirche aber immer ein Teil der Welt ist und ihr Auftrag sich an die Welt richtet, muss ebenso soziologisch gefragt werden, welche Organisationsformen die Kirche braucht, um ihre

Auftrag sinnvoll in der jeweiligen Zeit erfüllen zu können. Dass sich mit gesellschaftlichen Veränderungen auch Veränderungen der kirchlichen Sozialformen ergeben, ist dabei wahrscheinlich – sonst würden historisch gewachsene Traditionen verabsolutiert werden. Dies ist übrigens alles andere als ein neues oder auch nur neuzeitliches Phänomen – durch die gesamte Geschichte des Christentums hindurch ist der prägende Einfluss der gesellschaftlichen Verhältnisse auf die Organisationsformen der Kirche zu erkennen.

Die Ideen, die ich Ihnen vorstellen werde, speisen sich aus meinen Überlegungen im Rahmen meiner Habilitation über kirchliche Strukturfragen. Der Fokus meiner Arbeit liegt zunächst einmal auf dem Gegenüber von Ortsgemeinde und übergemeindlichen Arbeitsformen, nicht der einzige, aber ein wichtiger Punkt in der aktuellen Strukturdebatte. Ich habe mich dem Knäuel von Strukturfragen damit so genähert, dass ich an einem Faden einmal gezogen habe und geguckt habe, was sich von diesem Faden aus schon einmal aufrollen lässt. Das war erstaunlich viel, und einige Erkenntnisse möchte ich Ihnen davon auch mitteilen, bevor ich zu dem Modell komme, weil ich denke, dass sie für die Frage nach der Zukunft der Kirche und ihrer konkreten Gestalt sehr erhellend sind. Der erste davon ist die historische Perspektive. Dies hat ja oft den Vorteil, dass man einmal einen Schritt von den akuten Debatten zurücktreten und manches etwas gelassener sehen kann.

Ein historischer Blick

Wenn man einmal sozusagen im Zeitraffer anguckt, in welchen Formen sich die Kirche in den 200 Jahren ihrer Existenz organisiert hat, wird schnell deutlich: das war höchst unterschiedlich und hing immer mit der jeweiligen gesellschaftlichen Situation und durchaus auch mit bestimmten Interessen, nicht selten sogar mit Machtfragen und immer auch mit Finanzfragen zusammen. Dabei gab es Modelle kirchlicher Organisation, die wir aus heutiger Perspektive stärker als evangeliumsgemäß und solche, die wir als wenig evangeliumsgemäß einstufen. Ich werde Ihnen hier natürlich nicht alle vorstellen, sondern an einigen Beispielen zeigen, wie sich die konkreten Gestalten der Kirche vor unterschiedlichen historischen und sozialen Hintergründen entwickelt haben auf der Suche danach, das Evangelium Menschen ihrer Zeit nahezubringen.

Die Vielfalt der Formen beginnt bereits in der Bibel. Die Überlieferungen des Neuen Testaments lassen unterschiedliche Formen des sozialen Zusammenhaltes der frühen Christinnen und Christen erkennen. Es ist kein einheitliches Bild von 'Gemeinde' zu erkennen, sondern eine Vielfalt von Versuchen, den christlichen Glauben in Sozialformen zu leben. In der Nachfolgegemeinschaft um Jesus sammelten sich Menschen – meist auf seine Aufforderung hin – und lebten mit ihm. Daneben gab es vermutlich 'Sympathisanten' und 'Sympathisantinnen', die in ihren Orten in Galiläa wohnen blieben und die Nachfolgegemeinschaft unterstützten. Die Bücher des Neuen Testaments zeigen unterschiedliche Vorstellungen christlicher Sozialformen. Die paulinischen Gemeinden bestehen aus einer Gemeinschaft von Gläubigen in einer Stadt, die sich als Hausgemeinde versammeln

Nach der anfänglichen Vielfalt kirchlicher Organisationsformen in den ersten Jahrhunderten des Christentums organisierte sich die Kirche ca. seit dem 4. Jahrhundert immer mehr territorial, seit das Christentum zur „Reichskirche“ unter Theodosius I. geworden war. Sie lehnte sich jetzt an römisches Recht inklusive der Verwaltungsbezirke an. Im Laufe des 4. und 5. Jahrhunderts wurde das einer Stadt zugehörige und von ihr verwaltete Gebiet dem städtischen Bischof

zugewiesen. Die Landkirchen wurden mit Priestern versehen, die vom Bischof geschickt wurden, sich dann aber – mit der Verleihung des Taufrechts – verselbständigten. Die Kirche gliedert sich damit in das weltliche Sozialgefüge ein. Wichtig ist dabei allerdings, sich klarzumachen, dass die kirchliche Organisation mit dem allgemeinen Sozialgefüge zusammenfällt. Die entstehenden Pfarreien bilden also keinen eigenen christlichen Sozialverband im Sinne eines heutigen Verständnisses von „Gemeinde“. Die Abgrenzung der Pfarreien war zunächst noch relativ lose, erst durch die aus heutiger Sicht durchaus merkwürdige Konstruktion des Eigenkirchenwesens wurden sie fixiert. In den germanischen Ländern konnten die Gutsherren die Kirchen, die auf ihrem Grund und Boden standen, besitzen. Eine privat errichtete Kirche sammelte eine eigene Gemeinde um sich. Die geistliche Leitung einer Eigenkirche lag in den Händen des Eigentümers, der einen Priester – häufig einen Unfreien – bestellte. Dem Eigentümer standen die Einkünfte aus dieser Kirche zu, was den Besitz einer Eigenkirche war finanziell durchaus attraktiv machte. Noch lukrativer wurde der Besitz einer Eigenkirche durch das Zehntrecht. Das Zehntrecht zog die Anlegung von Zehntregistern nach sich, die auf einer strengen territorialen Abgrenzung der Gemeinden beruhten. Vollendet wurde das Parochialsystem aber erst durch den Pfarrzwang, der bedeutete, dass alle Gemeindeglieder ausschließlich an den für sie zuständigen Geistlichen gewiesen waren. Ihm allein flossen auch die 'Stolgebühren', mit denen Amtshandlungen entlohnt wurden, zu, und er konnte entsprechend seine Gemeindeglieder geistlich leiten und kontrollieren. Der Zwang zur Kindertaufe wurde mit dem Pfarrzwang ebenso überprüft wie die Pflicht zur Sonntagsmesse. Hier liegt die Wurzel unseres heutigen territorialen Systems, das Gemeinden nach räumlichen Bezirken abgrenzt.

Ein großer Sprung: Besonders erhellend für die Fragen von heute erscheint die Zeit vor etwas über 100 Jahren. In dieser Zeit nämlich entstand das, was bis heute für den Charakter unserer Gemeinde entscheidend ist: ein Gebilde, das einerseits für die religiöse Versorgung aller in ihrem Bezirk lebenden Mitglieder verantwortlich ist, andererseits sind sie Gemeinden von Menschen, die aktiv am Leben der christlichen Gemeinschaft teilnehmen. Die Kirche reagierte mit der Neukonzeption von Gemeinde – ziemlich spät – auf die umwälzenden Veränderungen des 19. Jahrhunderts als Folge der Industrialisierung. Menschen waren in die großen Städte geströmt und hatten dabei sowohl soziale Bindungen wie auch ethische und religiöse Wurzeln verloren. Die Parochialgrenzen umfassten auf diese Weise beispielsweise in Hamburg bis zu 70000 Gemeindeglieder. Die in die Stadt strömende Landbevölkerung entfremdete sich unter diesen Umständen von der Kirche; der Gottesdienstbesuch sank stark – in manchen Gegenden bis auf 1,5% der Gemeindeglieder – ab. Sofern die Problematik überhaupt ernst genommen wurde, war viel zu wenig Geld für Kirchbauten und die Anstellung von Pfarrern vorhanden.

Nachdem erst christliche Vereine auf die Notlagen reagiert hatten, wurde dann deutlich, dass sich die Kirche und die konkrete Gestalt der Gemeinde verändern mussten, um Menschen in ihrer Lebenssituation zu erreichen. Ein wichtiger Name ist dafür Emil Sulze (1832-1914), der ein Reformkonzept für die Parochialgemeinde entwarf und bis heute oft als "Vater" der heutigen Parochie bezeichnet wird. Sulze setzte sich für eine Teilung der Großgemeinden ein, so dass nur noch ein einziger Pfarrer zuständig war. Die Gemeinde unterteilte er in weitere Seelsorgebezirke, denn jedes Mitglied sollte erfasst, gekannt und betreut werden. Vor allem aber war er einer der ersten, die die Idee von Gruppen und Kreisen in der Gemeinde praktizierte. Denn Kenntnis und Liebe der Gemeindeglieder untereinander sollten daher auch durch gemeinsame Freizeit in der Gemeinde gefördert werden. Religiöse Gehalte kombinierte er mit

kulturellen Angeboten und der Gelegenheit zum Austausch von Sorgen und Nöten. Erst jetzt entstand das 'Gemeindeleben' im heutigen Sinne des Wortes als eine Kombination von Territorialität und Gemeinschaftsanspruch. Letzterer wurde diese jetzt zum Maßstab für wahre kirchliche Mitgliedschaft. Da diese Form der Mitgliedschaft jedoch nicht von allen praktiziert wurde, entstand die bis heute bestehende Spannung von Kerngemeinde und formaler Mitgliedschaft.

Dagegen erhob sich damals jedoch auch Kritik, die deutlich macht, wie wenig selbstverständlich das uns so vertraute ist: So wurde der Gemeinschaftsgedanke grundlegend kritisiert: Sulze verwechsele die gottesdienstliche "im Glauben erlebte Gemeinschaft mit allen Jesusjüngern" mit der Gemeinschaft einer zufällig zusammengesetzten Parochie. Die geselligen Abende stoßen nicht auf allgemeine Zustimmung. Ein prägnantes (und für die heutigen Fragen nicht uninteressantes) Zitat von 1926: "Kaffee- und Teeegesellschaften, Deklamationen und Gesangsvorträge, Lichtbildervorträge, turnerische Darbietungen, Reigen, Theateraufführungen, und wer weiß, was alles, zu veranstalten, dazu ist die Kirchengemeinde nicht da."² Der Ansatz Sulzes berge die Gefahr, dass das Leben einer Kirchengemeinde nach der Zahl seiner Veranstaltungen beurteilt wird und sich die Aufgaben des Geistlichen immer stärker der Unterhaltung und Geselligkeit annähern, so dass er zum "Manager eines großen Fürsorge-, Bildungs-, und Vergnügungsvereins, der einen beträchtlichen Teil seiner Zeit Vorstandssitzungen und Proben widmen muß"³, wird. Und nicht zuletzt: Wenn von jedem Gemeindemitglied ein klares Bekenntnis gefordert werde, verlasse man den Weg der Volkskirche und werde langfristig zur Sekte. Sulze verwechselten damit sowohl die sichtbare und die unsichtbare Kirche als auch Christentum und Kirche.

Die Gemeindebewegung war erfolgreich und sei war es auch wieder nicht. Das Idealbild einer durchgliederten Gemeinde, in der sich alle kennen und füreinander verantwortlich fühlen, wurde kaum erreicht. Die Form der heutigen Parochie als eine Kombination von Territorialität und Gemeinschaftsanspruch wurde jedoch von dieser Zeit geprägt.

Sie haben bereits gemerkt, die Suche nach einer sinnvollen und angemessenen Gestalt der Kirche konzentriert sich immer wieder auf die Frage, was denn eine christliche Gemeinde ausmacht, wie ihre Gestalt ist, was sie leisten muss. Und auch heute ist die Frage nach der Gemeinde meiner Einschätzung nach ein wesentlicher Punkt der Debatte, ich würde mittlerweile sogar soweit gehen zu sagen: der Kernpunkt. Wie sehen Formen von Gemeinde aus, in denen und durch die Menschen heute das Evangelium erfahren, leben können und durchaus auch: kennenlernen? Die traditionelle Ortsgemeinde ist in diesem Blickwinkel mittlerweile einerseits in die Kritik geraten, andererseits wird sie gerade als besondere Chance profiliert. Um diese sehr emotionale Diskussion eine wenig zu versachlichen und sie für die konkreten Überlegungen fruchtbar zu machen, habe ich in meiner Habilitation einmal die Argumente gesammelt, die für die Parochie und für nichtparochiale Organisationsformen genannt werden. Denn es gibt ja durchaus eine substanzielle Diskussion darüber, was für und was gegen die Parochie spricht, allerdings sind die Argumente recht weit verstreut und beziehen sich kaum aufeinander. Ich nenne Ihnen hier nur einige, Sie merken dabei recht schnell, in welche Richtung sie gehen.

Die Argumente untergliedern sich in eine soziologische und eine theologische Ebene

² Bülck, Walter: Die evangelische Gemeinde. Ihr Wesen und ihre Organisation, Tübingen 1926, 36.

³ Ebd.

Soziologische Argumente

Beide Positionen argumentieren mit der modernen Gesellschaft. Sie unterscheiden sich jedoch in der Annahme, wie stark diese Entwicklungen das Leben von Menschen heute prägen, vor allem aber in ihrer Bewertung. Für die Parochie wird eher auf der Basis von Kritik oder Ablehnung der gegenwärtigen Gesellschaft argumentiert. Deutlich wird die Sorge von einer zu starken Anpassung der kirchlichen Strukturen an die Gesellschaft. Die Parochie bekommt die Aufgabe zugesprochen, den gesellschaftlichen Entwicklungen entgegenzutreten und sie zu kompensieren. Mit den parochialen Strukturen wird Menschen eine „Gegenwelt“ angeboten, in der sie sich von den Strukturen der Gesellschaft erholen und anders leben können, als dies in ihrem sonstigen Leben gefordert ist.

So betont die parochiale Position, dass die Kirche auf die gesellschaftliche Pluralisierung nicht mit der gleichen Bewegung reagieren müsse. In der unübersichtlichen Vielfalt sei es im Gegenteil sinnvoll, sich auf eine einheitliche Organisationsform zu konzentrieren, wie sie die Parochie darstelle. Während sich die Menschen in der Gesellschaft immer mehr entscheiden müssten und viele Menschen unter dem ständigen Zwang zur Wahl litten, böte die Parochie festere Strukturen und eine selbstverständliche Gegebenheit. Hier könnten Menschen Gemeinschaft finden und Beziehungen knüpfen, die sie in der individualisierten Gesellschaft vermissen. Die Parochie biete zudem die Möglichkeit einer unbürokratischen Betreuung bedürftiger Personen und nachbarschaftlicher Hilfe. Sie könne als Heimat in der unbehausten Welt erfahrbar werden. Dies wird besonders betont gegenüber der Tendenz zur Mobilität in der gegenwärtigen Gesellschaft, die Menschen schade und sie überfordere. Die parochiale Position führt aus, dass der Wohnort wesentliche Funktionen behalten hat, vor allem für bestimmte Bevölkerungsgruppen wie ältere Menschen, Kleinkinder und die sie betreuenden Personen. Aber auch für berufstätige Erwachsene spielten sich die wesentlichen emotionalen Bezüge immer noch am Wohnort ab. Gegenwärtig wachse die Sehnsucht nach Heimat, Geborgenheit und Verwurzelung wieder. Entsprechend werden die Erwartungen von Menschen an die Parochie beschrieben als Wunsch nach einem verlässlichen Ort, an dem man sich von der allgemeinen Hektik einmal zurückziehen kann.

Implizit wird dabei deutlich: Die Vertreterinnen und Vertreter der Parochie haben vor allem die „Modernisierungsverlierer“ der gegenwärtigen Entwicklungen im Blick, die unter den Bedingungen und Anforderungen der modernen Gesellschaft eher leiden. Der Mensch wird hier – nicht einlinig, aber in der Tendenz - als Objekt kirchlichen Handelns wahrgenommen und thematisiert. Es wird stärker von der klassischen kirchlichen Klientel ausgegangen; das Bemühen, den Kreis der kirchlich Interessierten zu erweitern, ist nur bedingt erkennbar.

Auf der anderen Seite wird vor dem Hintergrund der genannten gesellschaftlichen Entwicklungen die Parochie bzw. ihre Dominanz gerade kritisiert. Die Parochie entstamme einem sozialen Kontext, der von einer einheitlichen Lebenswelt geprägt ist und die wesentlichen Lebensvollzüge – Wohnen, Arbeiten, Familienleben und soziale Kontakte – am gleichen Ort versammle. Mit der gewachsenen Mobilität habe der Wohnort jedoch wesentliche Funktionen verloren, und auch emotional habe die geografische Dimension einen Bedeutungsverlust erfahren. Eine einseitige kirchliche Orientierung am Wohnort ignoriere daher die gesellschaftlichen Entwicklungen und fördere die Entfernung der Kirche von der Realität vieler ihrer Mitglieder.

Die vielfältigen kirchlichen Aufgaben, die sich aus der gesellschaftlichen Pluralität ergäben, könnten nicht von einer einzigen Sozialgestalt erfüllt werden. Die diakonischen Aufgaben

gegenüber den wirklichen Opfern der Gesellschaft beispielsweise brauchten Kompetenzen, die die Parochie nicht leisten könne. Auch insgesamt sei eine Vielfalt kirchlicher Sozialformen in einer pluralisierten Gesellschaft gefordert, um Kirche für die unterschiedlichen Menschen und Gruppierungen zu sein, während die Angebote der Parochialgemeinde faktisch nur auf bestimmte Zielgruppen ausgerichtet seien. Die Milieustudien wiesen darauf hin, dass nur bestimmte Milieus sich zum Gemeindeleben hingezogen fühlten. Häufig sei die Kerngemeinde so dominant, dass Menschen, die ihren Glauben anders leben, die Parochialgemeinde leicht als „geschlossenes System“ empfänden. Der Gottesdienst spräche zudem nur Menschen mit einer bestimmten Spiritualität an. Faktisch habe sich das Territorialprinzip dann auch längst relativiert. Immer mehr Menschen schlossen sich auch längerfristig einer Gemeinde der eigenen Wahl an.

Implizit wird dabei das Anliegen deutlich, kirchlicherseits den Anschluss an die gesellschaftlichen Strukturen mit ihren Veränderungen zu halten und diesen mit den kirchlichen Organisationsformen gerecht zu werden. Es besteht die Sorge, Kirche könnte sich ins gesellschaftliche Abseits begeben und an Bedeutung verlieren. Kirchliche Arbeit zielt hier vorrangig auf eine Begleitung und Förderung von Menschen in der gegenwärtigen Gesellschaft. Dabei sieht die parochiekritische Argumentation den Menschen in erster Linie als Subjekt, das seine sozialen und religiösen Bezüge selbst gestaltet. Die Seite möchte über die klassische kirchliche Klientel hinauskommen und Kirche in ihrer Bedeutung für die unterschiedlichen Gruppen und Individuen akzentuieren.

Theologische Argumente

Zunächst wird von parochiekritischer Seite darauf hingewiesen, dass Gemeinde im theologischen Sinne nicht notwendig lokal begriffen werden muss, wie dies die parochiale Position tut, sondern funktional begriffen werden muss: Eine christliche Gemeinde wird nicht durch räumliche Grenzen definiert, sondern durch das, was in ihr geschieht. Dass die Parochie territorial abgegrenzt ist, ist keine theologische Frage, sondern eine kirchenrechtliche. Theologisch ist dieses Gemeindeverständnis nicht zwingend. Entscheidend für die Gemeinde ist die Versammlung und das Zusammenkommen. Gemeinde ist dort, wo sich Menschen versammeln und nicht umgekehrt – unabhängig davon, ob sie einmal oder regelmäßig da sind.

Sowohl zugunsten der Parochie als auch zugunsten anderer Organisationsformen wird weiter mit dem kirchlichen Zeugnisauftrag argumentiert. Für die Parochie sprechen ihre Chancen, die Botschaft des Evangeliums weiterzutragen. Die ortsgemeindliche Struktur ist in besonderer Weise dazu geeignet, die christliche Botschaft in der primären Lebenswelt von Menschen zu verankern. Auf nichtparochialer Seite wird jedoch eingewendet, dass eine rein parochial ausgerichtete Kirche – vor allem in der Großstadt – faktisch viele Menschen nicht erreiche, so dass mit ihr der missionarische Auftrag der Kirche unzulässig eingeschränkt wird. Damit das Evangelium in den vielfältigen Lebenswelten heimisch werde, muss wiederum eine Pluralität der kirchlichen Sozialformen gewährleistet sein. Wenn sich die Kirche nur parochial organisiert, erfüllt sie ihren missionarischen Auftrag also nur eingeschränkt und schöpft ihre missionarischen Möglichkeiten nicht aus.

Beide argumentieren weiter mit den *notae ecclesiae*: Die Argumentation zugunsten der Parochie hebt hervor, dass die *notae ecclesiae* Wort und Sakrament in der Ortsgemeinde zuverlässig erfahrbar würden.

Auch die nichtparochialen Stimmen gestehen zu, dass die '*notae ecclesiae*' "primär, d.h. explizit und unverwechselbar in der gottesdienstlichen Feier zur Darstellung"⁴ kämen und

⁴ Reuter, Bedeutung, 47.

diese in der parochialen Arbeit gesichert sei. Die *notae ecclesiae* könnten jedoch nicht für einen absoluten Vorrang der Parochie herangezogen werden, denn die in der CA genannten Kennzeichen von Kirche seien "nicht exklusiv, sondern signifikant zu verstehen"⁵. Sie würden den Auftrag und die Aufgaben der Kirche nicht abschließend definieren. Hinzu kämen weitere implizite Kennzeichen der Kirche, vor allem Gerechtigkeits-, Hilfe- und Bildungshandeln. Diese überforderten jedoch die Parochialgemeinde, so dass die *notae ecclesiae* eine plurale Organisation von Kirche forderten.

Diese Zusammenstellung zeigt sehr deutlich: Es gibt gute Argumente auf beiden Seiten. Die Kirche wäre schlecht beraten, eines der beiden Strukturprinzipien ganz oder weitgehend aufzugeben. Gleichzeitig erfordert die finanzielle, aber auch die inhaltliche Situation deutliche Veränderungen in den Organisationsformen. Es scheint daher sinnvoll zu sein, die Stärken der bisherigen Traditionen in Form eines „dritten Weges“ neu miteinander zu kombinieren. Insofern möchte ich in der Frage nach der künftigen Gestalt der Kirche gerne aus der Alternative „Gemeinde oder nicht“ hinauskommen, wie sie ja gelegentlich geführt wird. Gefragt ist: welche Gemeinde, und nicht, ob Gemeinde. Dieses Anliegen bildet den Hintergrund für das Modell der „kirchlichen Orte“. Mitgedacht werden muss dabei immer das Bewusstsein der Krise nach der eingangs zitierten Definition, dass sich sowieso vieles verändern muss und verändern wird und dass es an uns liegt, aktiv zu gestalten.

Das Modell „Kirchliche Orte“

Zentral in meinem Modell sind die kirchlichen Orte Gemeint sind damit ebenso bisherige Parochien - in der Regel mit Kirchengebäude und Gemeindehaus - wie Tagungshäuser, kirchlich genutzte Räume in Krankenhäusern, Schulen und Gefängnissen und jegliche Gebäude, in denen bisher kirchliche Arbeit geleistet wird. Mit dem Gedanken der *Orte* wird der Orts- und Raumbezug kirchlicher Arbeit aufgenommen, der bislang vor allem in den Ortsgemeinden verwirklicht war. Diese kirchlichen Orte und die Arbeit, die bisher dort geleistet wurde, bilden Ressourcen, die wertgeschätzt und an die für Zukunftsüberlegungen angeknüpft werden soll. Überhaupt habe ich den Eindruck, dass es der Kirche und den Strukturüberlegungen sehr dienen würden, wenn wir gemeinsam an einer Kultur der Wertschätzung arbeiten würden. Dies bedeutet jedoch nicht, dass jeder kirchliche Ort und die Arbeit, die dort geleistet wird, sakrosankt ist. Dies beschränkt nicht nur die Arbeitsmöglichkeiten erheblich, sondern fördert auch eine pessimistische Grundstimmung, die dem kirchlichen Klima nicht zuträglich ist. Eine wichtige Voraussetzung für eine zukunftsweisende kirchliche Arbeit sind gerade ausreichende personelle und materielle Möglichkeiten, um die jeweiligen Aufgaben kompetent und zufriedenstellend leisten zu können! Langfristig dürfte sich ein Aufgeben des einen oder anderen kirchlichen Ortes wesentlich weniger schädlich auswirken als ein gesamtkirchliches Klima, das von permanenter Reduktion und verbreitetem Pessimismus geprägt ist. Die Wertschätzung der Orte zeigt jedoch an, dass dies nicht leichtfertig geschehen darf, sondern eine schwerwiegende Entscheidung ist, bei der sehr deutlich werden muss, was dabei gewonnen wird – für die Gesamtkirche und für die Menschen vor Ort.

⁵ Ebd.

Vereinsähnliches kirchliches Leben an allen Orten

Ich unterscheide dann in meinem Modell an jedem kirchlichen Ort zwei Bereiche: Einerseits ein vereinsähnliches kirchliches Leben, andererseits inhaltliche Arbeitsbereiche. Soweit diese beiden Aspekte – in den bisherigen Parochien – miteinander vermischt waren, bedeutet dies die Entflechtung der beiden Arbeitsbereiche, die von „Kirche“ und „Gemeindehaus“ symbolisiert werden. Diese Entwicklung von vor 120 Jahren ist für einen nicht geringen Teil der Probleme heutiger Gemeinden verantwortlich. In den letzten Jahrzehnten sind für die Ortsgemeinden immer mehr Aufgabenbereiche hinzugekommen. Die Fülle von Aufgaben führt für viele Hauptamtliche und auch manche Ehrenamtliche zu einer dauerhaften Überlastung. Sie birgt die Gefahr, quantitativ vieles, aber wenig qualitativ hochwertig zu machen. Bisher stehen Ortsgemeinden oft unter dem Druck, ein möglichst großes Spektrum kirchlicher Angebote abzubilden. Werden dann noch Gelder und Stellen reduziert – was so weitergehen dürfte –, können die Verbliebenen nur der Fülle der Aufgaben nachjagen, ohne sie kompetent erfüllen zu können. Ein möglicher Weg, aus dieser Belastung herauszukommen, ist die, vielleicht zunächst einmal gedankliche, Unterscheidung zwischen den beiden Bereichen: Vereinsleben und inhaltliche Schwerpunkte. Vielleicht mögen Sie einfach mal prüfen, was das für Ihre Gemeinde oder Ihren Arbeitsbereich konkret heißt, was Sie also dem vereinsähnlichen kirchlichen Leben zuordnen würden.

Diesen „vereinskirchlichen“ Bereich gibt es an jedem kirchlichen Ort. Kirche ist damit nach wie vor am Wohnort präsent. Mit diesem Bereich bekommt der von Gemeinschaft und Geselligkeit geprägte Aspekt auf diese Weise einen eigenständigen Stellenwert in der Kirche. Inhaltlich entsprechen diesem Bereich Teile der bisherigen kirchlichen Angebote wie beispielsweise Seniorinnenkreise, Single-Gruppen, Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste, Gemeindereisen oder Basare, aber auch Gruppen, die sich über religiöse Themen austauschen, oder Bibelkreise, die die Bibel in Gemeinschaft lesen und ihre Erkenntnisse einander mitteilen. Ebenso gehört die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“ zu diesem Bereich, also Betreuung, nachbarschaftliche Hilfe und Besuche bei Menschen, die sich zum „Ensemble der Opfer“ rechnen lassen. Dieses vereinsähnliche kirchliche Leben kommt Menschen entgegen, die im Nahbereich Gemeinschaft suchen, ohne die Anstrengung persönlicher Aktivität und Wahl auf sich zu nehmen. Hier kann sich das kirchliche Heimatgefühl entwickeln, das die parochiale Seite betont. Damit werden vor allem die Bevölkerungsgruppen angesprochen, für die das territoriale Prinzip und die Wohnortnähe besonders wichtig sind, da sie weniger mobil sind als andere. Mit dem vereinsähnlichen Bereich werden besonders die Chancen der wohnortnahen kirchlichen Arbeit genutzt.

Welche Ausprägungen des vereinskirchlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort im Einzelnen entwickeln, welche Kreise und Gruppen es in welcher Form dort gibt, muss dabei nicht überall gleich sein – auf keinen Fall ist damit gemeint, möglichst viel Unterschiedliches anzubieten. Ich denke eher, dass es von den konkreten Verhältnissen vor Ort abhängen kann. In Gegenden mit einem hohen Anteil älterer Menschen wird sich ein anderer Schwerpunkt der Gruppen ergeben als in einem Gebiet mit vielen jungen Familien. In Stadtteilen mit großen sozialen Problemen wird das vereinskirchliche Leben anders aussehen als in sozial besser gestellten Stadtteilen.

Die diakonischen Aufgaben dieses Bereichs, die betreuenden Funktionen, sollten allerdings nicht der Dynamik von Angebot und Nachfrage überlassen bleiben. Immer dort, wo es nicht nur um die Befriedigung eigener Bedürfnisse, sondern auch um die Sorge für andere geht,

muss organisatorisch sichergestellt werden, dass die Aufgaben erfüllt werden. Zumindest Motivation, möglicherweise aber auch organisatorische Hilfestellungen ist hier auch in größerem Maße nötig als für die Gruppen und Kreise Gleichgesinnter. Dies führt zur Frage nach den Verantwortlichkeiten für den vereinskirchlichen Bereich.

Für den vereinskirchlichen Bereich schlage ich vor zu prüfen, wieweit er von den Beteiligten selbst organisiert und gestaltet werden kann. Eine Vision wäre durchaus, dass der vereinskirchliche Bereich von Ehrenamtlichen gestaltet und geleitet werden. Dies entspricht den Wurzeln dieses Bereiches kirchlicher Arbeit, vor allem aber sprechen sowohl theologische als auch soziologische Gründe dafür. Theologisch wird damit das „allgemeine Priestertum aller Gläubigen“ ernstgenommen, das jedem Christen und jeder Christin verantwortungsvolle kirchliche Arbeit zutraut. Dabei ist es unabdingbar, dass Ehrenamtliche sich für die verschiedenen Aufgaben auch qualifizieren. Diese Überlegungen berühren die Frage nach dem Ehrenamt und der Rolle der Ehrenamtlichen in der Kirche, die im Moment in der Kirche breit diskutiert wird. Deutlich ist dabei: wir müssen neu überlegen, und zwar gemeinsam mit möglichst vielen Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche, welche Bedingungen gegeben sein müssen, damit Menschen sich ehrenamtlich engagieren. Soziologische Studien zeigen, dass das ehrenamtliche Engagement noch nie so groß war wie heute! Gleichzeitig geht die Zahl der „klassischen“ kirchlichen Ehrenamtlichen, die den Pfarrer unterstützen, den Kirchenkaffee kochen und den Gemeindebrief austragen, deutlich zurück. „Wo sollen wir denn die Ehrenamtlichen hernehmen?“, wird nicht selten gefragt. Ich schlage vor, die Frage eher umzukehren: Wie werden wir zu einer Kirche, in der Menschen das finden und bekommen, was sie brauchen? Dahinter steht der hartnäckige Glaube, dass Menschen für ihr Leben Wichtiges und Wesentliches in der Kirche finden können und dass es an uns liegt, Formen von Kirche zu entwickeln, in denen das deutlich wird. Wenn es uns nicht gelingt, gesellschaftlich deutlich zu machen, welchen Schatz es bedeuten kann, im Kontakt mit der christlichen Botschaft zu leben und inwiefern die Kirche dazu hilfreich ist, dann ist dies eine enorme Herausforderung finde ich. Es ist an der Zeit, Visionen zu entwickeln und zu pflegen, von einer lebendigen und attraktiven Kirche!

Gleichzeitig müssen diese Visionen – und jetzt komme ich auch wieder zur pragmatischen Ebene zurück – natürlich mit den gegenwärtigen Verhältnissen vermittelt werden. Dass Ehrenamtliche die Organisation und die Durchführung der Aktivitäten im vereinskirchlichen Bereich übernehmen, bedeutet natürlich für viele Gruppen und für viele bisher in Gemeinden Engagierte, sich erheblich umzustellen. Gewohnheiten mancher Gruppen – wie sich auf die „Versorgung“ durch den Pastor oder auch nur die guten Ideen der Pastorin zu verlassen – müssten sich verändern. Wichtig für die Überzeugungsarbeit dürfte dabei sein, sich immer wieder klarzumachen, was die Alternativen sind und was damit gewonnen werden kann, Kirche von vielen aktiv zu gestalten. Wichtig ist dabei aber auch, die ehrenamtliche Arbeit professionell zu unterstützen – besonders natürlich in der Übergangszeit, aber auch auf Dauer. Dies ist wiederum eine Aufgabe für die Hauptamtlichen. Ihre Aufgaben sind dann konkret zum Beispiel Hilfe zu leisten beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises, aber auch, die Kompetenzen für die Leitung einer Gruppe oder eine Betreuungsaufgabe zu vermitteln – egal, ob sie selbst Fortbildung durchführen oder sie vermitteln. Sie sollen die engagierten Ehrenamtlichen auch auf Dauer begleiten und fördern, zum Beispiel in Form von Besuchsdienstkreisen oder Gruppen zum Austausch und zur Weiterbildung von Gruppenleiterinnen und -leitern. Ferner sollten sie als Seelsorgerinnen und Seelsorger zur Verfügung stehen für Menschen, die ein professionelles Gegenüber suchen, jedoch im vertrauten Rahmen des kirchlichen Ortes bleiben möchten. Daneben sollten sie die

gegenseitige Seelsorge zwischen den Ehrenamtlichen begleiten und fördern. Ferner gehört es zu ihren Aufgaben, notwendige diakonische Aufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick zu haben, gegebenenfalls Menschen zur Übernahme von Betreuungsfunktionen zu motivieren und diese zu organisieren.

Ganz wichtig für diese Aufgabe wer dann, gemeinsam mit den Ehrenamtlichen überhaupt erst herauszufinden, welche Begleitung welche Ehrenamtlichen eigentlich wollen und brauchen – im Findungsprozess über das persönlich passende Betätigungsfeld, in der Vermittlung der Fähigkeiten dafür, in der seelsorglichen und geistlichen Begleitung etc.

Dies müsste übrigens nicht unbedingt eine Aufgabe für das Pfarramt, sondern könnte auch eine Aufgabe für die Berufsgruppe der Gemeindepädagoginnen sein, die im Grunde genau dafür ausgebildet werden, im Moment dabei jedoch häufig in Konkurrenz zum Pfarramt treten.

Differenzierte Arbeitsbereiche an allen Orten

Neben dem an Geselligkeit und Gemeinschaft orientierten vereinskirchlichen Leben schlage ich vor, dass es an jedem kirchlichen Ort einen zweiten Bereich kirchlicher Arbeit gibt, der bestimmte, klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt. Dieser Bereich orientiert sich über die Inhalte der Arbeit, weniger über den Geselligkeitsaspekt. Er hat einen größeren Horizont als der vereinskirchliche. Das bedeutet auch, dass nicht an jedem kirchlichen Ort Ähnliches angeboten wird. In dieser Hinsicht bedeutet es eine Abkehr vom flächendeckenden Prinzip, allerdings nicht von der Präsenz, sondern von den ausdifferenzierten Angeboten her, die bisher nicht nur, aber vor allem im Bereich der Dienst und Werke lagen.

Zu diesen Arbeitsbereichen gehören zum einen kirchliche Aufgaben, die bisher eher spezialisiert wahrgenommen wurden und manchmal tragischerweise kaum noch als kirchlich wahrgenommen werden. Diakonische Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge oder gesellschaftspolitische Aufgaben meine ich z.B.. Aber gemeint sind auch Bereiche, die bislang vor allem in der Ortsgemeinde angeboten werden, die aber unter einer Überlastung der hauptamtlichen bei zurückgehenden Mitteln und teilweise auch unter einer kleinen Gemeindegliederzahl leiden wie Kinder- und Jugendarbeit, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Arbeit mit Familien, Single-Arbeit, Frauen- und Männerarbeit oder Seniorinnen- und Seniorenarbeit. Weitere Bereiche – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sind Kirchenmusik, Spiritualität, ökumenische Arbeit oder interreligiöser Dialog.

Um auf der anderen Seite nicht in die Gefahr zu kommen, dass sich die Zielgruppen und Arbeitsbereiche gegeneinander abschotten und sich selbst genug sind, ist es vielleicht sinnvoll, an einem Ort nicht nur einen Arbeitsbereich anzubieten. Anders als für den vereinskirchlichen Bereich liegt die Verantwortlichkeit für die spezialisierten Arbeitsbereiche nicht ausschließlich in ehrenamtlicher Hand, sondern sie werden – in ähnlicher Weise wie dies bisher geschieht – von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen gestaltet.

Was sich dann an welchem Ort konkret an Schwerpunkten herausbildet, dürfte und sollte sogar ein längerer Prozess sein, denke ich. Erst einmal sollte vor Ort geguckt werden, welche Ressourcen da sind, welche Bedürfnisse der Region und durchaus auch, welche Charismen. Gleichzeitig müssten natürlich Absprachen in einer Region, vermutlich sogar in einem Kirchenkreis erfolgen, wer was in welchem Bereich macht und dabei auch gesamtkirchliche Entscheidungen getroffen werden. Wie viele Schwerpunkte mit Kinderarbeit soll es in einer

Region geben, wie viele mit Diakonie, mit Kirchenmusik etc? Die Fragen können nur im gemeinsamen Prozess geklärt werden.

Diese differenzierten Angebotsstrukturen bringen es mit sich, dass Menschen zum Teil längere Wege in Kauf nehmen müssen, um den kirchlichen Ort zu erreichen, der ihren Interessen entspricht. Die parochiale Position hat zu recht darauf hingewiesen, dass nicht alle Bevölkerungsgruppen hochmobil sind. Oft haben diese Bevölkerungsgruppen jedoch Interessen, die zum vereinskirchlichen Bereich gehören, also an jedem kirchlichen Ort stattfinden können – Eltern-Kind-Gruppen oder Seniorinnenkreisen zum Beispiel. Für gezielte Angebote wie z.B. Meditationsarbeit, interreligiöse Arbeit oder Angebote für Alleinerziehende mussten viele auch bisher weitere Wege in Kauf nehmen – und häufig waren die Veranstaltungen auch als eher zufälliges Angebot einer Ortsgemeinde nicht ganz leicht zu finden.

Aufgegeben wird dabei der Anspruch, das gleiche Angebot für alle gleichermaßen attraktiv zu gestalten, und aufgegeben wird auch das Prinzip der Allzuständigkeit – sowohl die Allzuständigkeit von Pfarrerinnen und Pfarrern als auch von Ortsgemeinden. Das bedeutet durchaus auch Verzicht – aber der Verzicht eröffnet die Chance, kompetente und konzentrierte Arbeit zu leisten, statt sich in einer Fülle von Arbeitsbereichen zu verzetteln. Mein Eindruck ist, dass die Kirche für bestimmte Lebensfragen und Themen große Kompetenzen hat und dass diese gesellschaftlich anders wahrgenommen würden, wenn sie an manchen Stellen ausgewiesen und kompetent angeboten würden, statt in der Fülle zu verschwinden.

Gottesdienste und Kasualien

Wichtig ist mir dabei, dass an jedem kirchlichen Ort ein gottesdienstliches Leben stattfindet. Ein wesentlicher Unterschied zwischen bisherigen Parochien und bisherigen nichtparochialen Arbeitsbereichen ist damit aufgehoben. Allerdings muss vielleicht der agendarische Gottesdienst am Sonntagvormittag nicht mehr die Regelform bilden. Die Vielfalt von Arbeitsbereichen bietet die Chance, dass sich eine Vielfalt gottesdienstlicher Formen mit unterschiedlichem Charakter und zu unterschiedlichen Zeiten entwickelt. Dabei müsste jeweils geguckt werden, wie der Gottesdienst dennoch zu einem integrierenden Ort für alle werden kann, die sich an diesem kirchlichen Ort engagieren. Hierfür könnte aber gerade die Tatsache eine Chance bieten, die gottesdienstliche Feier organisch in das sonstige Handeln einzubinden.

Gesondert ist die Frage der Amtshandlungen zu betrachten. Grundsätzlich sind nach diesem Modell Kasualien an jedem kirchlichen Ort möglich. Für die Menschen, die – der parochialen Argumentation folgend – entweder die wohnortnahe Anbindung ihrer lebenszyklischen Teilnahme suchen oder den biografischen Ritus im Kontext ihres vereinskirchlichen Lebens feiern wollen, sollten die Pfarrerinnen und Pfarrer – unabhängig von deren Arbeitsschwerpunkt - an einem kirchlichen Ort nahe ihres Wohnortes sie mit ihrem Anliegen nach einer Taufe, einer Trauung oder einer Bestattung willkommen heißen. Für diejenigen, denen es weniger auf die Wohnortnähe als auf die Ästhetik des Gebäudes ankommt, haben einige Kirchen – vorzugsweise die bisherigen 'Hochzeitskirchen' – Kasualien als eigenen Arbeitsbereich inne. Diese präsentieren sich auch in der Öffentlichkeit als Kasualkirchen und können auf diese Weise mögliche Schwellenängste abbauen helfen. An diesen Orten lagern sich Angebote um die Kasualien herum an wie bzw. Seminare für angehende Taufpatinnen

und Taufpaten oder Hochzeitspaare oder auch Trauerarbeit. Andere Menschen in ähnlichen Lebenslagen können dort getroffen werden. Daraus kann sich wiederum ein – dann unter Hilfestellung von Hauptberuflichen selbst organisiertes - vereinsmäßig organisiertes Leben entwickeln, in dem Kasualien z.B. in Eltern-Kind-Gruppen oder Gesprächskreisen junger Erwachsener ihre Fortsetzung finden.

Öffentlichkeitsarbeit

Je mehr sich die Arbeitsbereiche differenzieren, desto wichtiger wird die *Öffentlichkeitsarbeit* - sie erhält geradezu eine Schlüsselrolle für die kirchliche Arbeit! Für jede Stadt oder jede Region müsste eine zentrale kirchliche Informationsstelle eingerichtet werden, die ebenso professionell wie freundlich Auskunft gibt, wo welcher kirchliche Arbeitsbereich zu finden ist, wie dieser aussieht und welche Möglichkeiten es gibt, sich dort zu beteiligen. Hier sollte persönliche Beratung geleistet werden für diverse Fragen: Fragen nach Gottesdiensten mit einem bestimmten Charakter, nach ehrenamtlichem Engagement, Fragen nach diakonischen Einrichtungen und kirchlicher Hilfeleistung, Fragen nach Kasualien und vielem mehr. Die Kirche würde damit signalisieren: ihr müsst nicht schon „Insider“ sein, ihr könnt jederzeit dazukommen und es gibt gute Chancen, dass ihr das in der Kirche findet, was ihr sucht!

Die Chancen des Modells kirchlicher Orte

Das Modell der kirchlichen Orte knüpft einerseits an gegenwärtige Reformbemühungen, die bereits stattfinden, an und denkt andererseits Kirche noch einmal grundlegend neu, es geht also von der Vision aus und nicht von den kleinen Schritten des Machbaren - mit denen muss es anschließend vermittelt werden. Ich glaube, dass ein Vorteil des Modells darin liegt, dass es eine formale Klarheit mit inhaltlicher Flexibilität verbindet. Das Modell kann sich Veränderungen flexibel anpassen. Einige Übergangslösungen bis zu einer deutlicheren Klärung der Situation wurden bereits. Wenn sich die Erkenntnis, „was Kirche wesentlich ausmacht“, verändert, kann sich das Modell kirchlicher Orte leicht verändern – indem zum Beispiel Arbeitsbereiche anderes gewichtet werden oder der vereinskirchliche Bereich mehr oder weniger Bedeutung erhält. Schritte zu diesem Modell würden vermutlich einen kirchlichen und praktisch-theologischen Diskurs genau zu dieser Frage – was Kirche wesentlich ausmacht - fördern – und die erscheint mir eine wesentliche Aufgabe der nächsten Jahre und Jahrzehnte. Nicht zuletzt gilt die Flexibilität auch finanziell: Die kirchlichen Strukturen können den Finanzen angepasst werden, indem es mehr oder weniger kirchliche Orte mit mehr oder weniger Arbeitsbereichen gibt, ohne dass ein ganz neues Modell gefunden werden muss.

Nicht nur finanziell, sondern vor allem inhaltlich wichtig ist die Chance dieser Überlegungen, dass Menschen von der Kirche angesprochen werden, die in den bisherigen Strukturen nur schwer Kontakt gefunden haben. Dem Auftrag der Kirche, der sich an alle Welt richtet, könnte damit auf neue Weise nachgekommen werden. Wie genau, kann nur vor Ort – an den kirchlichen Orten - konkret werden.